

(Nachdruck verboten.)

Ita Haine.

18)

Novelle von S. Zuckewitsch.

Die Nachrichten aus der Vorstadt lauteten mit jedem Tage beunruhigender. Täglich erfuhr Ita durch eine der Ammen von einem neuen Sterbefall und strengte alle Kräfte an, um nicht den Mut zu verlieren. Dann kam wieder eine Reihe gewöhnlicher Tage mit ihren einförmigen Sorgen und alltäglichen Interessen, und diese verdächtige Ruhe dauerte so lange, bis aus der Vorstadt keine schlimmen Nachrichten kamen. Aber eines Tages wurde alles anders. Als ob eine Schleuse geöffnet wurde und nun alles Böse und schlimme, das schon lange dahinter gelaunert hatte, in unaufhaltbarem Strom einharraste. Das eigentliche Uebel hatte schon mit dem Tod von Giteks Kind begonnen, das als erstes Opfer der Seuche fiel. Obwohl verschiedenes über die Todesursache des Knaben geredet wurde, war es in Wirklichkeit an Krupp gestorben, und da er in dieser Saison der erste war, gab er dadurch seinen in der Vorstadt zerstreuten Leidensgenossen sozusagen das Zeichen zum Ausbruch. In den nächsten Tagen kam zwar die Krankheit nirgends mehr zum Vorschein, und die Bevölkerung begann sich zu beruhigen. Da trat plötzlich der Tod in den verschiedensten Enden der Stadt auf, raffte einige Kinder hinweg, verschwand wieder für einige Zeit, um sich dann, genährt von den Unreinlichkeiten des Elends, gereist in der warmen Sonne, erwärmt und geliebt von der Denselust, regelmäßig und unabwendbar nach allen Seiten zu verbreiten. Er ging wie ein verirrer Wanderer von Haus zu Haus, von Stube zu Stube, blieb überall nur kurze Zeit, ging wieder weiter, und eine lange Reihe von Kinderleichen, die man kaum so schnell fortzuschaffen vermochte, zeichnete seinen Weg. In der Vorstadt hatte sich bereits jenes fieberhafte Leben und Treiben entwickelt, das in der Zeit einer Epidemie auftritt, wo jeder sein Teuerstes, sein Blutverwandtes vor der Krankheit zu behüten sucht. Auf die Pflegekinder achtete niemand, dugendweise wurden sie tagsüber auf den Friedhof geschafft und nach ihrem Tod sofort vergessen, verschwand sie unbemerkt aus dieser Welt, wo sie vom ersten Tage ihres Lebens an des Rechtes auf ihre Mutter, auf Liebe und Brot beraubt waren. Sie starben entkräftet und erschöpft, kämpften mit ihrer Krankheit in den schmutzigen Ecken elender Kammern, ohne jegliche Aufsicht und Pflege. Sie fielen den zahllosen Parasiten und Fliegen zum Opfer, die ihnen in Nase, Ohren, Augen krochen, und ihre Verwesung trat bereits ein, noch ehe sie den letzten Atemzug getan hatten. In allen diesen Häusern des Elends und der unwillkürlichen Verbrechen ertönten Tag und Nacht die Klagen und das Röcheln der Kinder, mit der höchsten Anspannung arbeiteten die kindlichen Muskeln, um schließlich den Krämpfen und der Agonie zu erliegen. Nach den Anfällen lagen sie da, bedeckt von Schwärmen triumphierender Fliegen, allen übrigen Bewohnern im Wege, und die aufrichtigen Tränen ihrer Mütter, die an der Seite fremder, mit besseren Schicksalen gesegneter Kinder über die ganze Stadt verstreut waren, begleiteten sie nur selten zu ihrer ewigen Ruhestatt. Verdorben, elend, eingeschüchtert stahlen sie, die ihren Kindern die Milch gestohlen, ihnen auch das Letzte; sie konnten nicht mehr anders. Und der Tod, dem keine Mutter auf seinem Wege entgegentrat, triumphtierte und breitete drohend seine schwarzen Flügel über das Reich der Kinder aus.

Eines Morgens spielte Ita mit dem Kinde, das sie eben aus dem Bettchen geholt hatte. Sie stürzte sich auf den Knaben, drückte ihr Gesicht an seinen dicken Hals, bellte laut und kitzelte es durch ihre Küsse. Das Kind lachte und krächzte vor Wonne, riß sie an den Haaren. Ita vergaß alles um sich herum und war glücklich in seinem Glück. Plötzlich öffnete sich die Tür, sie hörte fremde, laute Schritte im Zimmer. Ita drehte sich rasch um und sah, von einer unerklärlichen Unruhe ergriffen, eine ihr unbekannte Frau.

„Guten Tag,“ sagte die Frau mit einer gleichgültigen Stimme und betrachtete das Zimmer, „ich bringe Ihnen eine schlechte Nachricht. Aber Sie brauchen keine Angst zu haben.“

Ita machte einen Schritt auf sie zu, sah sie aufmerksam an und sagte mit bebender Stimme:

„Was ich geschehen? Ich kenne Sie gar nicht.“

Sie stand leichenblau da und fühlte, wie ihre Knie zitterten. Das Kind schrie jetzt, und sein Gesicht, das eben noch so freudig gelacht, drückte eine tiefe Unzufriedenheit mit dem Leben aus. Ita nahm es mechanisch in die Arme und gab ihm die Brust, um es zu beruhigen.

„Eiher schickt zu Ihnen,“ sagte die Frau teilnahmslos, „Ihr Kind ist nachts erkrankt und nimmt heute keine Brust mehr. Aber haben Sie keine Angst, ich habe den Rat gegeben, den Hals mit Speck zu verbinden, damit er warm werde. Eiher hat freilich nicht darauf gehört und jetzt geht's ihm natürlich schlimmer, aber man braucht noch nichts zu fürchten. Mein Kind war vor zwei Jahren noch viel gefährlicher krank, aber ich hatte keine Angst und jetzt ist es gesund.“

Vor Angst und von dem Ton dieser teilnahmslosen hölzernen Stimme wurde es Ita ganz wirr im Kopfe. Sie setzte sich schweißgebadet und ihr Gesicht wurde plötzlich runzelig.

„Was nun?“ fragte sie endlich, als sie zu verstehen begann und sich einem momentanen Glauben an die Worte dieser Frau hingab. „Was soll ich jetzt tun?“

Das Gesicht der Unbekannten war jetzt ganz erstarrt und jeder Zug in ihm schien zu sagen: man braucht nichts zu fürchten. Die Gedanken Itas arbeiteten fieberhaft, aber ihr Gefühl begriff noch nicht den Ernst des Augenblicks. Alle ihre Instinkte schliefen noch und sie empfand nur einen Merger darüber, daß das Kind krank sei und ihr ruhiges Leben störe. Der Knabe war in ihren Armen eingeschlummert, sein Köpfchen ging jetzt mit dem Atem Itas auf und ab.

„Kommen Sie mit zum Kind? Man braucht natürlich keine Angst zu haben, aber man kann ja nie wissen. Jetzt ist die Saison, und die Kinder fallen wie gemähtes Gras.“

Sie machte eine Bewegung, als wenn sie gehen wollte. Ita zuckte zusammen und stand auf, immer noch das Kind in den Armen wiegend. Ziellos ging sie durch das Zimmer, und je mehr sie an ihren Jungen dachte, desto mehr packte sie das Entsetzen.

„Warten Sie,“ sagte sie endlich, „ich gehe gleich mit Ihnen.“

Die Frau setzte sich gehorsam wieder hin und begann zu erzählen, aber sie brachte es fertig, mindestens zwanzigmal einzuschalten, daß nichts zu fürchten sei, und für Ita wurde es schließlich so quälend, daß sie am liebsten fortgelaufen wäre. Nachdem sie das Kind recht und schlecht ins Bettchen getan und in Schlaf gewiegt hatte, ging sie, die Erzählerin unterbrechend, zur „Gnädigen“, sie um einen Ausgang zu bitten. Als diese aber erfuhr, daß Itas Kind krank sei, gab es einen unangenehmen Auftritt. Lieber wollte sie noch hundert Skandale von Michel ertragen, aber sie begriff es nicht und wollte nicht darauf eingehen, daß Ita ihr krankes Kind besuchen wollte.

„Nein, nein,“ entgegnete sie Ita hartnäckig, „ich kann Sie nicht hingehen lassen, Sie müssen es doch selber begreifen. Ich dachte, Sie wären eine ordentliche Frau, und jetzt sehe ich, Sie sind schlechter als Gott weiß wer. Ich habe Sie aus dem Schmutz gezogen und zu einem Menschen gemacht, und Sie wollen zum Dank dafür mein Kind zugrunde richten. Ihr Kind wird nicht davon gesund, ob Sie zu ihm kommen oder nicht. Michel soll es ins Krankenhaus bringen. Ich will Ihnen dafür ein paar Rubel extra geben. Nur sollen Sie mit ihm nichts zu tun haben. Es hat gewiß eine schlimme Krankheit, und Sie werden mein Kind anstecken. Hab' ich denn mein Kind nicht lieb?“

„Machen Sie mit mir was Sie wollen,“ erwiderte Ita, auf ihrem Verlangen bestehend, „ich kann aber nicht anders, ich sterbe vor Angst. Ich muß hin. Ich habe mein Kind ebenso lieb wie Sie das Ihre.“

Sie fing an zu weinen und versuchte, das Herz der „Gnädigen“ zu rühren.

„Denken Sie sich an meine Stelle. Ich muß mein Kind sehen. Ich werde sonst verrückt. Sie müssen mich gehen lassen, Sie selbst müßten mir befehlen, hinzugehen. Ich bin

Wohl eine arme Frau, aber ich bin auch Mutter, habe auch mein Blut für meinen Jungen vergossen.“

„Blut vergossen“, wiederholte die „Gnädige“ ironisch, „das Eier vergießt auch sein Blut. Wahrhaftig, Ihr Blut! Und wieviel mal haben Sie mir geschworen, mein Kind sei Ihnen teurer als das eigene Leben? Sie haben es doch geschworen?“

„Ich habe nicht gelogen“, antwortete Ita leise, „ich habe Ihr Kind lieb, das ist wahr. Aber das meine ist mir auch teurer. Lassen Sie mich nur hingehen. Ich verspreche Ihnen, daß ich es nicht anrühren werde. Aber ich muß hin. Glauben Sie mir, ich kann nicht anders. Ich nehme mich in acht, ich schwöre es. Vielleicht geht es ihm noch gar nicht so schlecht. Er nimmt nur die Brust nicht. Lassen Sie mich gehen.“

Lange noch bat und flehte sie. Die „Gnädige“ ging aber so weit, zu erklären, sie würde Gewalt anwenden, würde die Polizei rufen lassen. Aber je mehr sie sich aufregte, desto unheimlicher wurde Ita. Sie wiederholte es und schwor, sich in acht nehmen zu wollen und das Kind sofort durch Esther ins Krankenhaus bringen zu lassen. Die „Gnädige“ mußte schließlich nachgeben, drohte ihr aber mit Ungnade für die Zukunft. Ita dankte ihr freudig für die Erlaubnis, nahm die drei Rubel, die sie ihr gab und ging, ein Paket unter dem Arm, mit der wartenden Frau zu Esther. Vor allem wollte sie Michel finden, um nicht hilflos zu sein, aber sie fand ihn nicht dort, wo er meist um diese Zeit war, und so hatte sie nur Zeit verloren. Es blieb ihr nichts anderes übrig, als sich drein zu fügen, und sie beschloß, alles selbst zu tun. Als sie zu Esther kam, trat ihr deren ältester Junge entgegen und antwortete auf ihre Frage, es ginge dem Kind nicht gut. Bitternd trat Ita in die Stube. Die Furcht für das Leben ihres Kindes hatte ihre Liebe zu ihm verzehnfacht. Das Kind lag auf dem Bett, daneben saß Esther mit gesenktem Kopf. Ita warf aus der Entfernung einen Blick auf ihn, aber sie konnte nicht anders und lief auf ihn zu. Schwer und teilnahmslos blickte es auf und zitternd, schwer atmend, wandte es sich wieder ab, mit einem Vorwurf im Ausdruck, wie es Ita schien. Ita schlug die Hände zusammen. Es stand vor ihren Augen plötzlich da, wie damals, als sie zum ersten Male zu Rose gekommen war: so gesund, rosig, glatt, und ihr ganzes Anglück, ihre ganze Schuld trafen vor sie in ihrer ganzen erschreckenden Wahrheit hin. Vor ihr lag ein ausgezehrtter Knabe mit unmäßig langen Armen und Beinen, mit bläulicher Hautfarbe und spitzen Gesichtszügen, ein sonderbarer kleiner Greis, jenen kleinen Mißgeburten ähnlich, die in Spiritus aufbewahrt werden. Als Esther Ita sah, nickte sie nur und beugte sich zum Kind hinab. Das Kind streckte ihr seine langen Arme entgegen. Ita stand unbeweglich, erwartend da; jedes schwache, fast möchte man sagen bewußte Aufstöhnen des Kindes schnitt ihr ins Herz hinein.

(Fortsetzung folgt.)

Neue Erzählliteratur.

I.

Max Huchdorf: Das Herz des Little Pu. (Argel Jünder, Berlin.) Es ist die Geschichte von einem Zwerge, dessen Herz so traurige Dinge durchmachen mußte, daß sie einen Kerl von sechs Klaftern Länge zerdrückt haben würden. Doch Pintus hieß der herzensstarke Knirps, als er noch bei seinen Eltern am Hungertuche nagte. Little Pu wurde aus ihm, als er in der Manege in der Narrenjude mit halbschmerzlichen Scherzen das Publikum belustigen mußte, bisweilen sein armes Herz sich nach dem schönen Asa, der Reiterin Feintinger, verzehrte; im Karitätenkabinett der Kirmesbude stand er als Hauptlingsprinz Torpedo am Pranger und seufzte unter den Roheiten seines Managers und dessen Kreaturen, um endlich durch die Vermittlung einer nymphomanischen Prinzessin in Ludwigs Pius als Lastratenstimmiger Kirchenfänger und Katholik seine Auferstehung aus dem Inferno seines schönheitsreichen Lebens zu feiern. Dieser Passionsweg mit seinen Stationen ist vom Dichter nicht etwa in der Art eines bunten farbigen Artistenromans gezeichnet. Es ist ein zartes, rührendes Seelengemälde eines Unglücklichen, bei dem der Autor mit jener spürbaren Kraft, die schon in seinem Romanbuch „Dunkelheiten“ zum Verflüchtigen mythisch verschlungener Psychologie der gequälten Menschenkinder wurde, auch hier wieder dem Erleben und Gefühlen seiner Gestalten nachgeht. Sensation und Sentimentalität, die beiden großen Feskel der Dugendstreiber sind streng vermieden, dafür hat Max Huchdorf jenen von Wärme bestrahlten Stil gefunden, der sich in dichterischer Schönheit hält, in künstlerischer Zucht jede Platttheit flieht und Stoff und Form harmonisch fügt.

Max Huchdorf. Gottfried Wunderlich. (S. Fischer, Berlin.) Auch hier ist ein Lebenslauf geschildert, aber der Verfasser

ging von außen statt von innen an seinenelden heran. Gottfried Wunderlich hat von vornherein einen schweren Stand, denn er gehört zu den passiven „Lebenslebern“, die nach der Tolstojischen Devise dem Uebel nicht widerstreben. Ihre Nöte ärgern uns mehr, als daß sie uns rühren, denn an Stelle eines frisch, fromm, fröhlichen Kampfes mit dem Schicksal reflektieren sie und lassen sich schieben. So läßt sich auch Gottfried Wunderlich von Prälaten und Kuraten durch die Klosterschule hinein in den geistlichen Stand schieben, obwohl sein Sinn auf weltlicher Romantik steht, und läßt sich ferner vom Weibe vom Glücke fortziehen, statt daß er beherzt zugriffe. Zwar wirft er zuletzt doch die Mönchskutte weit von sich, indessen Ringen und Entschluß weiß der Verfasser nicht recht glaubhaft zu machen. Er versucht uns das alles zu erklären, statt daß er es gestaltet. Man merkt an diesem Buche deutlich, Max Huchdorf, der unter die Vielschreiber gegangen, mußte sein Pensum liefern. So fabelte er darauf los und durchlebte seine Geschichte. Er dichtet, statt dichtet. Da schlich sich seitenslang eine durch alle Wohlredenheit nicht überdeckte innere Leere hinein. Wie er selbst außerhalb seines Stoffes stand, als er sich an den Schreibtisch setzte, bleibt auch der Leser außen stehen. Stellenweise erfreut ein treuherziger Humor, aber der Diminutivstil wirkt trotz dem unecht.

Archibachew: Revolutionsgeschichten (Müller, München). Daß Bücher ihre Schicksale haben, bewahrheitet sich wieder einmal bei den Schriften des Russen Archibachew. Im Jahre 1908 hatte der Autor bereits seinen Roman Sanin geschrieben und es krachte kein Hahn danach. Im Gegenteil, von Zeitungen und Verlegern wurde er zurückgewiesen. Bis endlich eine glückliche Welle nach fünf Jahren das Werk an die Öffentlichkeit schwemmte und es von einer Reihe Menschen aufgefunden wurde, die in dem Buche sich selbst wiederfanden. Und die Begeisterung, die bekanntlich noch gefährlichere Streiche macht, wie die Verdammnis, rief Archibachew als den Messias aus und der Heiligkeit dieser Bedeutung wirft sein Licht nun auch auf alle seine anderen Arbeiten. Aus der Verfertigung heraus steigen seine Romane, alles was er geschrieben bis herab zu seinen Erstlingswerken. Aber daß ich's gleich vorweg nehme, dieser Russe hat eigentlich nie Erstlingswerke im Sinne von minderwertigkeit geschrieben. Im vorliegenden Bande steht Pascha Zumanow, seine allererste, vor acht Jahren geschriebene Geschichte eines gequälten Gymnasiasten, der seinen Rektor niederknallt in elstatischem Jörn und sie ist so reif, so durchflammt von Mitleiden und von so plastischer Anschaulichkeit, wie jede der anderen Erzählungen und wie das letzte und Beste aus des Autors Feder.

Archibachews Wert für die Literatur besteht für uns daher nicht in der feinen Roman aufgepöppelten Bedeutung oder in der Tendenz seiner Romane, was Archibachew siegen ließ, wenigstens bei uns in Deutschland, ist die Blut seiner Empfindung, ist diese starke Innerlichkeit, ich möchte sagen die verzückte Bewessenheit, mit der er in seinem Stoffe auf- und untergeht. Hätte er nicht dieses heilige Feuer, hätten ihn auch die Anstrengungen seines allüberredten Vorredners und Uebersetzers André Villard den Weg nicht ebnet und das Schicksal seiner Bücher bestimmen können. Ja, dieser eifrige Schrittmacher läßt ein bißchen reichlich Dampf los und es beweist wohl gerade, daß Archibachew ein „Selberianer“ ist, weil trotz der puffenden Einleitungen der Eingeleitete sich zu behaupten vermag. Die Revolutionsgeschichten schildern wieder Menschen mit der leidenschaftlichen Willensüberspannung, die wie im Krampf hemmungslos unter einem fatalistischen Gesetz handeln. Das Geschlecht der geistigen Revolution waren zielbewußte Männer der Tat, Archibachew zeigt Gefühlsrevolutionäre, ein Geschlecht der Unbewußten, das hysterisch haßt und liebt, im Taumel rast und hypnotisch mordet. Sie können sich keine Rechenschaft geben, diese fiebernden tröstlosen Menschen, warum sie ihre Attentate, ihre Selbstmorde begehen! Wie von einem schweren Druck sind sie alle niedergebogen und krank geworden. Und heftig, leuchtend vollziehen sich die Entladungen ihres delirierenden Gemütes. In einem solchen fatalistischen Delirium schießt der Rächer „Schelchrow“ in die Gemütsmenge, tötet „Pascha Zumanow“ seinen Feind, läßt „der Arzt“ den Polizeimeister hilflos verröckeln, löst die Kurstin Lisa ihr unverständenes Leben aus, jagt ihre Freundin Dora Barshawskaja einem wildfremden Zilinderhörn eine Kugel durch den Kopf (Morgenschatten) und tötet der Stationsvorsteher Anissimo (Blutstiefel) Varritaden, damit der Zug mit Militär entgleise. Keiner denkt an das, was hinterher kommt und warum sie es tun, der Rausch des Augenblicks läßt sie Blut vergießen und selbst verbluten. Archibachews Revolutionäre sind nicht innerlich mit der Revolution verwachsen, und es ist dem Autor meisterlich geglückt, mit impressionistischen Strichen und Stricheln diese seelische Bodenstandslosigkeit zu schildern. Diese seelische Bodenstandslosigkeit, die in „Sanin“ zur Erotomanie führte, führt hier zu dem Spiel der Zerfahrenheit. Wie bei Schnitzler die Menschen um Anatol herum nicht lieben, sondern lieben — so sind die Menschen in Archibachews Geschichten keine Revolutionäre, sondern sie revolutionieren. Es ist etwas Spielerisches dabei, so ernste Gesichter sie auch dazu machen.

Karl Borromäus Heinrich: Karl Asenhofers Flucht und Zuflucht. (Albert Langen, München.) Dieser Karl Asenhofers ist genau so ein Typ, wie die Gestalten Archibachews Typen ihrer Zeit sind. Und genau, wie man diese, trotz Archibachews

Anficht, nicht zur Regel machen kann und aus ihnen nun Schlüsse auf die gesamte Jugend von Russland zöge, ist auch dieser Vorromäus Heinrichs starcklöppige Skeptiker nicht als Repräsentant des ganzen modernen jungen Deutschland hinzustellen. Und doch trägt er, gleich den russischen Fanatikern, Züge einer unheimlichen Lebensstrenge. Der junge Mann, dem die Armut von Kindheit an die rosigsten Brillengläser des Idealismus blind machte und ihm dafür um so schärfere Augen und schärfere Sinne für die Wirklichkeit gab. Der Kampf zwischen Verstand und Gefühl führt zu jenen grüblerischen Deduktionen, die schon im ersten Buch, das von Karl Asenhofers Kindheit und Jugend handelte, mit so auffallender Klugheit und Klarheit die Geschichte durchwebten. In dieser Fortsetzung ist Karl Asenhofers in der Fremde als Lehrer der deutschen Sprache tätig und er schlägt sich mit dem Leben und seinem Herzen herum. Denn er vegetiert in einer absoluten Beziehungslosigkeit zur Umwelt dahin, er sucht nach einem Wegweiser in die Zukunft und gerät in Ermangelung der Erkenntnis positiver Werte in ein Anarchistentum wider Willen. Er hat das typische Schicksal zu tragen eines jungen Menschen, der in einer harten, unerbittlichen Selbstkritik neben dem Leben lebt, weil kein Ziel ihm die Richtung weist. Das stete Pulsbefühlen seines Handelns, Fühlens und Denkens begräbt alles Jugendliche in ihm, ohne den Mann entstehen zu lassen, und die tiefe Feindschaft, die er zwischen sich, seine Familie und die ganze Welt gelegt hat, in der Zusammensetzung seines Charakters, in der Mischung aus Stolz und Armut, Herrschsucht und Askese, treibt ihn zum Lebenssekel. Bis endlich er in einem Ziel, in einer sein Ich erfüllenden Idee wieder Zuflucht nimmt zu den Wegen der Hoffnung und der Lebensfreude. Es ist das Leidensbuch eines Suchenden und Sehnsüchtigen und Nachdenklichen, in dem sich ein Ueberschuß an Liebe und Verlangen gestaut hat und der nicht weiß, wohin mit dem Aufbruch seiner Brust. Und es ist ein Hymnus auf die Arbeit, nicht auf jene tote Berufsarbeit oder den geschäftigen Müßiggang der Arbeitsamateur, sondern auf jene Arbeit, die Befriedigung, die Lebensaufgabe ist. Das Fehlen einer positiven Lebensaufgabe ist es ja auch, was die russische Jugend bei Argibach zu ihren Exaltationen treibt, die Deutschen sind nüchterner, sie werden, wenn sie ohne Lebensaufgabe hindämmern müssen und wenn sie keine Durchschnittsmenschen sind, wie Karl Asenhofers Reformaten und Skeptiker und wüten gegen sich selbst. Vorromäus Heinrich ist inzwischen noch gewachsen in der präzisen Vernünftigkeit seines Stils. Unter den scheinbar kühlen Sätzen fibriert ein heißbegehrtes Herz und wo der an blumige Poeterei gewöhnte Leser dem Verfasser Schwunglosigkeit vorwerfen sollte, wird er durch seinen Ernst und seine Tiefe reichlich entschädigt.

Max Brod: Ein tschechisches Dienstmädchen. (Arel Junder, Stuttgart.) Dieser kleine Roman handelt gleichfalls von einem Betrachtungsmenschen, dem scholastische Gedankenketten Bedürfnis sind und der dabei als ein Sektantwandler durch das Leben geht. Es ist ein ganz junges Menschenkind und nicht mehr als ein Buchhalter, der auf seinem Kontorjessell seine „Zwangsbedürfnisse“ beschaut, (um mich einer Lieblingsbezeichnung des Nordländers Kofl zu bedienen) an logischen Verknüpfungen herumkaut und im übrigen eindrucklos dahinduselt. Was ist ihm Prag, die Stadt, wohin ihn sein Vater geschickt hat, mit ihren Heiligenstatuen und Kirchenruinen, mit ihrer Zweisprachigkeit, ihren reichvollen Wolbauern und ihrem Kampf der beiden Nationen? Er bleibt ein Gleichgültiger, bis eines Tages ein Zickzackwindstich in seine Nase tritt, seine Sinne verwirrt und ihn vollends trunken macht, als der Duft in einem drallen, blondbekrönten Dienstmädchen Gestalt annimmt. Pepi, die Tischein, verschmückt mit einem Male seine Einsiedelgewohnheiten und seine Lebensfremdheit. Noch ehe er den ersten Kuß auf ihre Lippen gedrückt, rumort alles in ihm, und die Welt erleuchtet wie mit einer Venediglaterne, seine Sinne werden scharf auf der Suche nach der versteinerten Geliebten. Ach, was für ein Aufruhr ist in ihm, mit was für spähenden Augen geht er jetzt durch die Gassen Prags. Millionen Eindrücke wird er gewahr auf der Straße, er sieht mit einemmal die Schönheit der Stadt, holde Wunder brechen ihm auf. Aber was ist das schließlich weiter als die hitzige Verliebtheit eines Neulings des Lebens, wie sie jedem Muttersohne einmal passiert. In Berlin ist's das Warenhausmädchen, in München die Kellnerin, hier richtet ein Dienstmädchen das Unheil resp. Heil an. Doch nein, Brods Roman ist mehr als die Alltagsgeschichte eines Liebesabenteurers. Max Brod schildert das Wunder der Liebe an sich. Es ist vielleicht gerade der feinste Zug der Geschichte, daß er dieses Wunder, das selig und sehend, lebendig und verstehend macht, durch ein Dienstmädchen sich vollziehen läßt, das eine Null, einfältig, ängstlich und verlegen ist. Denn die Unbegreiflichkeit der Liebe findet damit um so stärker Ausdruck. Der Buchhalter stilt an dem Mädchen seine Fleischlust, und es ist doch mehr als Sinneliebe. Kein Verhältnis, wo sich der Mann mit dem weiblichen Vergnügungsgeleitz (Mauvassant) amüsiert. Es ist jene Beglücktheit und Entzückung, jenes große, unaussprechbare Exempel der Liebe, das nicht mit den Qualitäten des geliebten Gegenstandes zu dividieren ist und wobei die Sexualität mit der Verklärung verschmilzt. Schon in seinen früheren Büchern hat Brod den Rausch am Weibe dichterisch mit brennenden Farben zu schildern versucht. Die Erotik von jenem Katholizismus des Gefühls inbrünstiger Mystiker geht purpurn besonders durch seine Lyrik. Hier aber kam noch etwas hinzu: das Ausleuchten der Silhouette Prags, der alten Gradschinsstadt, die

versöhnlichen, verbrüdernden Worte im Streite der Nationen. In einem unerforschlichen Ratschlusse ließ der Autor sein tschechisches Dienstmädchen sich zuletzt ins Wasser stürzen. Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan, der Mohr kann gehen. Aber mit ihrem Tode wird es auch um Wilhelm Schurhaft wieder dunkel, er sinkt wieder in Schlaf. Wir haben ihn ein still Leben begleitet, das schön war und erhoben und voll der Bezauberung, in der wir alle einmal dahingingen.

J. V.

Eine Erklärung Tolstojs.

Durch die russische Presse geht eine Erklärung Tolstojs anlässlich der Verbannung seines Privatsekretärs Gussiew. Sie besagt unter anderem:

Als ich von Gussiew Abschied nahm, mußte ich weinen, jedoch nicht aus Mitleid mit der Schädigung, die Gussiew erlitten hat. Demitleiden konnte ich ihn deshalb nicht, weil ich wußte, daß er dieses geistige Leben lebt, in dem keine äußerlichen Einflüsse vermögen, einen Menschen seines wahren Glückes zu berauben. Ich weinte vor Mühnung beim Anblick dieser Unergründlichkeit, die an Heiterkeit grenzte, mit der er das über sich ergehen ließ, was ihm begegnete.

Und diesen göttigen, mitleidigen, wahrhaften Menschen, einem Feind jeder Gewalt, der allen behilflich sein will und für sich nichts verlangt — diesen Menschen ergreift man des Nachts, wirft man in ein typhöses Gefängnis und verbannt ihn in eine gewisse Gegend, die nur dadurch den dortin verbannten Leuten bekannt ist, weil sie sie für das Unerträglichste halten.

Viel entsetzlicher ist aber der Grund, weswegen Gussiew ergriffen, ins Gefängnis geworfen wurde und verbannt wird. Als Grund wird angegeben, daß Gussiew revolutionäre Bücher verbreitet. Aber Gussiew hat während der ganzen Zeit (zwei Jahre), die er mit mir verlebte, nicht nur keine revolutionären Schriften verbreitet, sondern verhielt sich beständig verneinend zu allen solchen Schriften. Wenn er, meine Aufträge erfüllend, Bücher ausgab und durch die Post versendete, so waren es keine revolutionären, sondern meine Bücher. Meine Bücher mögen den Leuten schlecht und unangenehm vorkommen, aber sie können keinesfalls als revolutionär bezeichnet werden, da in diesen in entschiedenster Weise jede revolutionäre Tätigkeit verneint wird, weshalb auch diese Bücher von allen revolutionären Organen verurteilt und verhöhnt werden. So ist die Verfolgung Gussiew's wegen der Verbreitung revolutionärer Bücher nicht nur hinfällig, sondern entbehrt auch den Anschein irgend welcher Begründung.

Die Ungereimtheit der Maßnahmen in Bezug auf meine Person ist noch entsetzlicher. Die Sache besteht ja nur darin, daß unter die Zahl aller dieser gefährlichen Elemente, die man unterdrücken muß, unter anderen auch Tolstoi gehört, mit seiner dummen Predigt eines von ihm erfundenen Christentums und der unsinnigen Unwiderseßlichkeit. All sein Geschwätz hat selbstverständlich keine ernsthafte Bedeutung, aber er wiegelt die Leute auf durch seine Predigt, daß es heißt: Du sollst nicht töten, und manche sonstige Auslassungen, daß das Eigentum an Grund und Boden ungesetzmäßig ist usw. Und deshalb müßte man ihn um jeden Preis unschädlich machen. Das einfachste Mittel bestünde darin, Tolstoi gerichtlich zu verfolgen oder sonst noch einfacher ihn auf Grund dieser Sonderparagrafen, die wir jetzt anwenden, so für fünf Jahre ins Gefängnis zu sperren, dort würde er sicherlich sterben und somit aufhören, uns zu belästigen. Das wäre selbstverständlich am bequemsten, aber im Auslande, wo man nicht wie wir den völligen Ansturm seiner Lehre kennt, schreibt man ihm einige Wichtigkeit zu und ihn, wie Gussiew, ins Gefängnis von Krapitwa einzusperren ist jedoch un bequem. Und deshalb das Einzige, was wir tun können und eifrigst und unermüdlich tun werden, ist, daß wir den ihm nahestehenden Leuten Schaden werden und ihnen allen möglichen Tort antun. So wird er doch endlich schweigen müssen.

Hier ist es, wo die Zweckmäßigkeit der in Bezug auf meine Person angewandten Maßregeln besonders einleuchtet. Ungewöhnlich sind diese Maßregeln deshalb, weil ich ersichtlich meine Gedanken, welcher Ansicht auch die Leute darüber sein mögen, für wahr, notwendig halte, und hauptsächlich, weil ich den Zweck meines Lebens darin finde, sie mitzuteilen, und deshalb werde ich, wie ich es bereits erklärte, so lange ich lebe, die Mitteilung dieser fortsetzen, und die Entfernung Gussiew's kann diese meine Tätigkeit nicht ändern. So wie ich durch Vermittelung Gussiew's (was ihm zur Last gelegt wird) bisher diese Bücher an alle diejenigen verteilte und versendete, die sie haben wollten, so werde ich auch jetzt vermittels anderer Personen, deren diese mir ihre Dienste anboten, solche Bücher auch fernerhin verteilen und verschicken, oder, wenn man auch alle diese Personen nach Tschernodyn oder irgendwohin verbannte, so werde ich selbst sie denen verteilen und verschicken, die den Wunsch äußern, sie zu haben. Meine Bücher nicht denen zu geben und zu schicken, die sie haben möchten, kann ich ebenso wenig wie nicht auf die Anfragen der Leute zu antworten, die danach fragen, was ich weiß.

Ungerecht sind diese Maßnahmen noch und hauptsächlich deshalb, weil man, um den Bomben und Bombenverfertiger zu entgehen, diesen die Bomben wegnehmen und die Bombenverfertiger ins Gefängnis werfen kann oder sie hinrichten; aber mit den Gedanken kann man in ähnlicher Weise nicht vorgehen. Jede Vergewaltigung der Gedanken und deren Träger verringert nicht etwa ihre Wirkung, sondern trägt immer zu ihrer Stärkung bei.

Und deshalb, und hierin besteht der hauptsächlichste Zweck meiner Erklärung, möchte ich wieder diese Leute bitten, denen die Verbreitung meiner Gedanken und meiner Tätigkeit unangenehm ist, wenn es ihnen keinesfalls möglich ist, sich ruhig zu verhalten, wenn sie um jeden Preis Gewaltmittel gegen irgend jemand anzuwenden wollen, diese unter keinen Umständen gegen meine Freunde zu richten, sondern gegen mich — den einzigen und hauptsächlichsten Urheber wie des Erscheinens, so der Verbreitung aller dieser unbeliebten Gedanken.

Dies alles äußerte ich in bezug auf Gussow und auf mich. Aber der Umstand, der diese meine Erklärung hervorgerufen hat, hat noch eine andere, viel wichtigere Bedeutung, die nicht mich oder Gussow betrifft, sondern diesen Geisteszustand, in dem sich die Leute befinden, die solche Taten begehen, wie an Gussow eine verübt worden ist.

Wir sind alle davon unterrichtet, was in den letzten Jahren in Rußland vorgegangen ist und was jetzt daselbst vorgeht. Von allen diesen Ungeheuerlichkeiten möchte ich nicht reden. Es ist schade um alle die, die ins Verderben gestürzt wurden und die noch jetzt in Verbannung und Gefängnis unkommoden verbitterten Menschen, die in Erbitterung und Haß auf den Schafott sterben, aber wir müssen alle diese Unglücklichen nur bedauern, die solche Taten begehen und hauptsächlich sie vorschreiben.

Denn wie sehr auch diese Leute in der Zurechtfindung sind, daß sie so zum Nutzen der Gesamtheit tun; wie sehr sie für diese Taten ebensolche Leute wie sie ermutigen und loben; wie sehr sie sich auch bemühen mögen, sich selbst zu betäuben durch mannigfache Besorgnisse und Zerstreuungen, es sind doch Menschen, und größtenteils sind es gute Menschen, und fühlen und wissen innerlich, daß sie schlecht handeln, daß sie dadurch, daß sie solche Taten begehen, das Kostbarste in der Welt — ihre Seelen — umbringen, allen wahren und wirklichen Freuden Türe und Tor schließen.

Und allen diesen Leuten möchte ich aus Anlaß der für mich und Gussow unbedeutenden Ereignisse zurufen: Denkt an Euch, an Euer Leben, denkt daran, daß Ihr die göttlichen, geistigen Kräfte verschwendet. Schaut doch in Eure Seele, schont Euer selbst!

Verwunderlich ist in dieser Erklärung Tolstois der unerbittliche Optimismus, womit er an die Liebe und Güte der Verbreiterhande appelliert, die in Rußland obenaufliegt. Diese Mordspolizisten werden sich nicht wenig darüber freuen, daß Tolstoi ihnen gut zu redet, anstatt zum politischen Kampf gegen die Unterdrücker aufzurufen.

Kleines feuilleton.

Gesundheitspflege.

Die Wasserreinigung mit Ozon. Die ersten Versuche, die desinfizierende Wirkung des Ozon zur Wasserreinigung zu verwenden, wurden von Frölich im Jahre 1889 unternommen. Dies Verfahren ist in Deutschland vielfach in Aufnahme gekommen und mit gutem Erfolg angewandt worden. Daran schlossen sich in anderen Ländern verschiedene Verfahren, wie die von Tindal, Warmier und Vosmaer, die sich gleichfalls auf Grund bakteriologischer Prüfung großes Vertrauen erworben haben. Die reinigende Kraft des Ozon ist eine derartige, daß bei einem Gehalt von 2000 bis 4000 Batterien im Kubikzentimeter nach der Reinigung höchstens noch 1—2 Batterien gefunden wurden. Allerdings ist die Art der Verunreinigung des Wassers in Betracht zu ziehen. Es erschiene vollkommen möglich, ein Wasser, das größere Mengen von oxydierbaren chemischen Substanzen enthält, durch Ozon reinigen zu wollen. In Paris, wo die Ozonisierung nach dem Verfahren von De Frie in den Großen verwendet wird, unterzieht man das Wasser der Marne, aus dem ein Teil des Trinkwasserbedarfs gedeckt wird, einer mechanischen Klärung, ehe die Ozonisierung stattfindet. Ueber den Kostenpunkt des Ozonisierungsverfahrens im Vergleich zur Sandfiltration und anderen Verfahren ist nicht so leicht Klarheit zu gewinnen. Nach Schätzungen von Erlwein betragen sie bei größeren Anlagen ca. 2 Pf. auf 45 Hektoliter Wasser, während nach einem anderen sachmännischen Urteil bei der Pariser Wasserreinigungsanlage in St. Maur der Preis für die gleiche Menge Wasser auf mehr als 2½ Pf. stellen würde. Die Verschiedenartigkeit der Systeme erschwert es, verlässliche und vergleichbare Biffern zu erhalten. Darin liegt natürlich eine große Schwierigkeit für die Wahl des Systems.

Medizinisches.

Die Geographie der Krankheiten. Die geographische Verbreitung läßt sich selbstverständlich von allen Gegenständen untersuchen, ohne daß diese Arbeit deshalb etwa noch in den Bereich der Geographie zu fallen braucht. Es ist sogar recht lehrreich und oft auch notwendig, ein klares Bild über das Vorkommen gewisser Erscheinungen oder Tatsachen und ihre Verteilung auf der Erde zu erhalten. Was man die geographische Verbreitung der Krankheiten nennen könnte, ist noch längst nicht studiert worden, obgleich es wenigstens einige zusammenfassende Werke darüber gibt, namentlich das von Dr. Clemow. Erst durch eine derartige, die Einzelkenntnis sammelnde Darstellung erhält man einen Begriff von den vielseitigen Beziehungen, die sich aus

dieser Betrachtung ergeben. Dr. Clemow hat in seinem Werk drei große Gruppen unterschieden, nämlich einmal die allgemeinen medizinischen und chirurgischen Krankheiten, zweitens ganz für sich allein — und das ist besonders hervorzuheben — die Hautkrankheiten, drittens die tierischen Schmarober und die mit ihnen in Beziehung stehenden Krankheiten. Mögen andere Gruppen wichtiger sein, so ist die interessanteste jedenfalls die letzte, weil hier die geographische Verbreitung der Krankheiten in engerer und nachweisbarer Verbindung mit der geographischen Verbreitung bestimmter Tiere erscheinen. Es bleibt aber zu berücksichtigen, daß eine Krankheit nicht lediglich als ein Ergebnis einer bestimmten Ursache, z. B. der Ansiedlung durch einen bestimmten Schmarober zu erklären ist, sondern durch das Zusammenwirken einer ganzen Reihe von Umständen, die sowohl in der Außenwelt als im menschlichen Körper selbst liegen. Es läßt sich übrigens denken, daß Krankheitskeime auch in Weltgegenden vorhanden sind, die gegenwärtig keine menschlichen Bewohner haben und die nur auf das Eindringen des Menschen warten, um eine „neue Krankheit“ zu erzeugen. Da die Krankheiten wandern, muß auch ihre geographische Verbreitung mit der Zeit Veränderungen erleiden, obgleich diesen Schwankungen durch eine moderne Entwicklung der Gesundheitspflege eine starke Schranke entgegengestellt worden ist.

Astronomisches.

Astronomische Neuigkeiten. Weitere Veränderungen im Südpolargebiet des Planeten Mars hat der französische Astronom Desloges in den „Astronomischen Nachrichten“ mitgeteilt. Ende August beobachtete dieser Forscher, daß das sogenannte Kimmmerische Meer in dieser Gegend des Planeten durch ein helles Band in schräger Richtung geteilt war, während in dem Zephyria genannten Gebiet ein breiter Golf und außerdem in den nördlich angrenzenden Ebenen zahlreiche Veränderungen erkennbar waren. Die dunklen Gebiete des Planeten, die im Juni und Juli noch auffallend klar gewesen waren, sind im folgenden Monat fast von Tag zu Tag dunkler geworden. Die am 13. August entdeckte graufarbene Region an der Ostseite der Polarlappe hat sich schnell verkleinert und scheint nach allen Richtungen einer Zerfetzung entgegenzugehen. — Der sonst hauptsächlich gleichfalls mit dem Mars beschäftigte amerikanische Astronom Lowell hat jetzt im folgenden Heft der „Astronomischen Nachrichten“ ein allgemeineres Thema behandelt. Er macht darauf aufmerksam, daß eine merkwürdige Beziehung zwischen der Umdrehungsgeschwindigkeit der Monde der einzelnen Planeten und den Geschwindigkeiten dieser selbst in ihren eigenen Bahnen besteht. Lowell hat die betreffenden Verhältnisse für die Planeten Jupiter, Saturn, Uranus und Neptun und ihre Trabanten untersucht und findet einen so regelmäßigen Zusammenhang, daß er nach seiner Meinung kaum auf einem Zufall beruhen kann. Außerdem ist Lowell Anhänger der Annahme von dem Vorhandensein kleiner Massenteilchen im Weltraum zwischen den Planeten und meint, daß der Umlauf der Monde durch sie in ihrer Geschwindigkeit verzögert werden müsse; dadurch würde außerdem eine allmähliche Annäherung der Monde an den Hauptplaneten bedingt sein. — Endlich sei noch erwähnt, daß die belgische Astronomische Gesellschaft wieder eine besondere Beobachtung der August-Meteore veranstaltet hat und daß in Antwerpen zwei Beobachter nicht weniger als 492 Meteore, darunter 129 von erster Größe oder von noch stärkerer Helligkeit festgestellt haben. Der Höhepunkt des Sternschnuppenfalls wurde für den 11. August ermittelt.

Aus dem Tierreiche.

Die Mausziege. Ein höchst merkwürdiges ausgestorbenes Tier ist vor kurzem entdeckt und jetzt wissenschaftlich untersucht worden. Der Fund ist einer Dame Dorothea Pate zu verdanken, die sich schon durch ihre früheren Forschungen in den Höhlen von Chypren und anderer Gegenden einen Namen geschaffen und sich in letzter Zeit den Höhlen der Insel Majorca in den spanischen Balearen zugewandt hatte. In einer der Höhlen dieser Insel hatte sie nichts weiter gefunden als einige Kiegentknochen und war mit diesem Ergebnis recht unzufrieden, übergab die Knochen aber doch einem Sachverständigen zur genaueren Prüfung. Dabei hatte sich nun herausgestellt, daß dieser zunächst verachtete Fund eine Ueberraschung ersten Ranges darstellt. Unter den Knochen befand sich glücklicherweise auch der Schädel des ausgestorbenen Höhlentieres, und aus seiner Verzahnung ließ sich der sichere Schluß ziehen, daß diese Ziege insofern all ihren bekannten Verwandten unähnlich gewesen sein muß, als sie die Lebensweise eines Nagetieres geführt hat. Demzufolge ist das Tier im „Geological Magazine“ als eine ganz neue Form unter dem Namen *Myotragus* (eigentlich Mausziege) *balearicus* beschrieben worden. Der Schädel ist ungewöhnlich kurz und besitzt auf der Vorderseite des Unterkiefers nur ein einziges Paar von Schneidezähnen, während alle Wiederkäuer sonst vier Paare von Schneidezähnen einschließend der Eckzähne haben. Die Schneidezähne jenes Schädels gleichen auch sonst in jeder Hinsicht denen der Nagetiere, namentlich darin, daß sie dauernd nachwachsen und daß der Schmelzüberzug auf die vordere und äußere Fläche beschränkt ist. An der Spitze weisen die Zähne eine starke Abnutzung auf. Die Mittelfußknochen an beiden Gliedmaßen des Tieres sind gleichfalls auffallend durch ihre ungewöhnliche Kürze und Breite, wie sie sich bei den gewöhnlichen Ziegen nicht findet.